

VON MARTINA MERTEN

Acht alte Frauen sitzen auf Plastikstühlen auf der Terrasse des Abhaya Sadan. Ihre farbenfrohen Saris strahlen in der Nachmittagssonne. Gleich ist es 15 Uhr. Gleich bekommen sie eine Tasse Tee, mit viel Milch. Später werden sie gemeinsam zu Abend essen, um einen kleinen Holztisch herum. Vielleicht gehen sie davor noch eine Runde um das Haus.

Abhaya Sadan, das Haus ohne Angst, wie die deutsche Übersetzung für das indische Altenheim lautet, ist ein friedlicher Ort. Es liegt etwas außerhalb des südindischen Coimbatore im Bundesstaat Tamil Nadu. Die acht Frauen, die hier leben, die meisten von ihnen ohne Papiere, hatten Glück im Unglück. Keiner wollte sie mehr. Der einen brach die Schwiegertochter im Streit das Handgelenk, der eigene Sohn kümmerte sich nicht. Eine andere lebte nach dem Tod ihres Mannes allein in Armut, die drei Kinder wollten nichts mehr von ihr wissen. Eine weitere wohnte mit ihrem Enkel zusammen. Als sie krank wurde, reichte das Geld nicht aus, um ihr zu helfen. Eine erzählt, ihr Mann habe sich vor Jahren eine neue Frau gesucht und den einzigen Sohn mitgenommen. Seitdem lebte sie allein. In Armut. Zurückgelassen. Alle acht Frauen waren in der einen oder anderen Form ihren Familien zur Last geworden. Und wer zur Last wird, nicht mehr funktioniert und nicht mehr arbeiten kann, der steht allein da.

Ein Fünftel der indischen Bevölkerung wird im Jahr 2050 älter als 60 sein

„Wenn du alt bist, sollst du sterben, lautet die gängige Denkweise vieler Inder“, erklärt T. K. Nathan, der in Coimbatore der Karl Kübel Foundation for Child and Family (KKF) als Geschäftsführer vorsitzt. Gemeinsam mit einer vor Ort tätigen Hilfsorganisation sorgt die KKF dafür, dass das 2016 gegründete Altenheim für diese acht Frauen bestehen kann. Soziale Sicherungsmechanismen in Form einer Rente, einer Krankenversicherung gibt es in Indien so gut wie nicht. „Nur 1,6 Prozent aller Älteren beziehen überhaupt Rente“, sagt Mathew Cherian von Help Age India, der größten Nichtregierungsorganisation auf dem Subkontinent, die sich um die Belange alter Menschen kümmert. Und was ihnen gezahlt wird, reicht gerade zum Überleben: Fünf US-Dollar im Monat.

Gemessen an der Anzahl von Menschen, die inzwischen auch in Indien alt werden, sind die 1,6 Prozent ein Tropfen auf den heißen Stein: 120 Millionen Inder haben inzwischen das Alter 60 plus erreicht. Bis zum Jahr 2050 werden es dem All India Institute of Medical Sciences (AIIMS) zufolge 320 Millionen Menschen sein. Ein Fünftel der Gesamtbevölkerung zählt dann zu den Senioren, beschreibt es A. B. Dey, Leiter des Fachbereichs Geriatrie am AIIMS. Schon heute müssen auf dem Land 66 Prozent aller Männer und 28 Prozent aller Frauen bis ins hohe Alter hinein arbeiten, um zu überleben. In den Städten sind es immerhin noch 46 Prozent der Männer und elf Prozent der Frauen, geht aus einem Bericht der indischen Regierung zum Stand der Alten hervor.

Viele alte Menschen werden wie die acht Frauen im Abhaya Sadan im häuslichen Umfeld missbraucht. Sei es durch Worte oder durch Schläge, hat Help Age India durch Umfragen herausgefunden. „Zehn Prozent der Alten sind depressiv“, sagt Cherian. Altersheime wie das Abhaya Sadan sind eine Seltenheit. Derzeit sind lediglich 214 000 Menschen in Heimen untergebracht. Da die meisten davon auf Spenden angewiesen sind und nur begrenzte finanzielle Mittel haben, sind die Möglichkeiten in den Heimen eingeschränkt. Hospize für sterbende alte Menschen sind eine Rarität, sagt Father Thomas.

Father Thomas ist ein kleiner charismatischer Mann. Schlaf braucht er kaum, sagt er. Würde er mehr schlafen, hätte er ja weniger Zeit für all die Vergessenen, die an dunklen Straßenecken, staubigen Winkeln von Bahnhöfen oder vor den Toiletten größerer Krankenhäuser liegen. „Denn dort“, sagt der Pfarrer, „schieben sie die Mitarbeiter der Krankenhäuser meist hin.



Mitarbeiter eines Hospizes im indischen Bundesstaat Tamil Nadu haben einen alten Mann auf der Straße eingesammelt.

FOTO: BENJAMIN FÜGLISTER

„Wenn du alt bist, sollst du sterben“

Altern ist in der indischen Gesellschaft nicht vorgesehen: Es gibt kaum Pflegeheime und noch weniger Hospize. Viele Inder über 60 leben deshalb in unbeschreiblichem Elend

Kranke, alte Menschen sind Aussortierte in einem Land wie Indien. Keiner wolle sie mehr haben, sagt der Geistliche. „Helfen hat im Hinduismus einen ganz anderen Stellenwert.“

Father Thomas hilft. Er hat in den vergangenen Jahren mit Spenden fünf Hospize über den Bundesstaat Tamil Nadu verteilt aufgebaut. 750 Menschen liegen dort. Jeden Tag sterben mehrere von ihnen. Psychisch Kranke liegen in dem einen Saal, die anderen in den Sälen daneben. Hier im Hospiz erhalten sie Essen und Medikamente. Sie können sich waschen und ausruhen, ohne an einem Bordstein weggestoßen zu werden. Palliativpflege gibt es in den Hospizen jedoch nicht. Sie ist zu teuer.

Todkranke Menschen liegen auf der Straße und werden von Passanten weggestoßen

Altern in Indien hat viele Gesichter. Auch bei den wohlhabenden Indern ist es kein würdevoller letzter Lebensabschnitt, so erscheint es. Die erweiterte Großfamilie, einer der zentralen Pfeiler der indischen Gesellschaft über viele Jahrzehnte hinweg, bei der sich die Jungen um die Alten kümmern und diese selbstverständlich integrieren, sie sei dabei auseinanderzubrechen, erklärt Nathan von der Karl Kü-

bel Foundation in Coimbatore. „Wir haben das westliche Modell kopiert und kommen nun mit den Folgen nicht zurecht“, beschreibt es der Inder. Was er damit meint: Die Kinder der wachsenden Mittelschicht wollten selbständig leben. Häufig ließen sie ihre Eltern allein zurück. In einem Land wie Indien, in dem es an sozialen Strukturen mangelt, eine fatale Entscheidung, findet Nathan.

In der Klinik der Geriaterin Prabha Adhikari haben sich 20 ältere Frauen und Männer in einem Stuhlkreis versammelt. Sie alle sehen gepflegt und wohlgenährt aus. Ihre Kinder sind lange aus dem Haus, erzählen sie. Viele lebten sogar im Ausland. Die Senioren kommen täglich hierher, um Yoga zu machen, sich untereinander auszutauschen. Danach fühlten sie sich besser, sagt Kusumo, eine 63-jährige Dame. Was ihnen am meisten helfe: Sie fühlten sich im Anschluss nicht mehr so allein. Altenheim kämen für sie nicht in Frage – „dort sind Menschen unglücklich“, glaubt Kusumo.

Prabha Adhikari, die das Zusammenkommen der Älteren in Mangalore ermöglicht, ist eine Pionierin auf dem Gebiet der Altersforschung. Sie hatte bis vor Kurzem eine von insgesamt sechs Professuren für Geriatrie Medizin an der Manipal-Universität in Mangalore im Bundesstaat Karnataka inne. An nur vier Universitäten in

ganz Indien wird Geriatrie gelehrt. Pro Jahr absolvieren acht Ärzte die Weiterbildung zum Facharzt für Geriatrie. An die 100 Fachärzte für Innere Medizin durchlaufen ein einjähriges geriatrisches Training, erklärt Adhikari. Die Ärztekammer Indiens möchte, dass es an jeder medizinischen Hochschule des Landes einen Fachbereich für Geriatrie gibt. Das Hauptproblem, sagt Adhikari: Es gibt nicht ausreichend Lehrkräfte, um eigene Fachbereiche umzusetzen. Es fehlen die Trainer für die Trainer.

Es ist extrem schwierig, Pflegekräfte für Alte zu finden – auch wenn der Lohn passabel ist

Das Problem des Fachkräftemangels zieht sich durch alle Bereiche der Altenversorgung in Indien, es fehlt an Personal in Altenheimen, in den wenigen Hospizen wie denen von Father Thomas und auch in der ambulanten Pflege. Mohanraj Raj betreibt in Mangalore einen privaten ambulanten Pflegedienst. Derzeit betreuen er und sein Team 50 Haushalte, Menschen also, die sich durchaus eine Pflegekraft leisten können. „Es ist für uns allerdings extrem schwierig, überhaupt Personal für die Altenpflege zu finden“, sagt Raj. Bis an die äußersten Grenzen des Karnatakas muss er fahren, dorthin, wo die Arbeitslosigkeit be-

sonders hoch ist, um überhaupt Frauen zu finden, die sich um andere kümmern wollen. Viele lehnten es ab, sagt Raj, andere Menschen zu waschen und sie zu betreuen. Dabei zahle er seinen Mitarbeitern einen durchaus passablen Lohn: 14 000 Rupien pro Monat, rund 200 Euro. Darüber hinaus werden sie krankenversichert und haben einen Tag im Monat frei. Um sicherzustellen, dass die Pflegekraft auch in eine vernünftige Familie komme – also in eine, in der es nicht zu Missbrauch kommt – schaue er sich die Auftraggeber vorher genau an, sagt Raj. Was er mit Missbrauch meint: Häufig gäben die Familien der Pflegekraft nichts zu essen oder ließen sie viele andere, über die Pflege hinausgehende Arbeiten mitmachen und behandelten sie schlecht.

Auch im Abhaya Sadan ist nur eine einzige Krankenschwester für die acht Frauen zuständig. Ab und an kommt ein Arzt vorbei. Die zwei Schlafsäle und der Aufenthaltsraum sind nur spärlich ausgestattet. Dennoch strahlt das kleine Haus am Rande Coimbatores etwas Freundliches aus. Die acht Frauen sitzen am frühen Abend noch immer auf ihren Plastikstühlen. Mancher fällt das Gehen sichtlich schwer. Zum Abschied wollen alle noch einmal aufstehen. Für ein Bild reihen sie sich kerzengerade aneinander. Sie sehen einen Moment lang glücklich aus.

Fies ist attraktiv

Bonobos bevorzugen unfreundliche Artgenossen

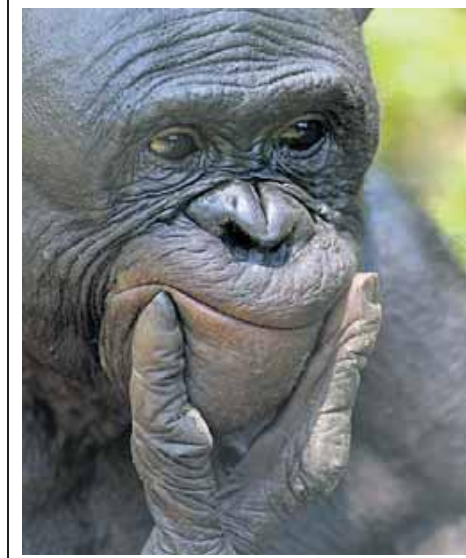
Folgende Szene: Spielt ein Junge mit einer Puppe, sie fällt ihm herunter. Ein zweiter hebt sie auf und will sie seinem Spielkameraden reichen, aber da funkt blitzschnell ein Dritter dazwischen und reißt das Spielzeug an sich. Nicht besonders sympathisch, denken wohl die meisten Menschen. Bonobos hingegen, eine eng mit dem Menschen verwandte Primatenart, scheinen auf solcherlei Verhalten zu stehen. Wenn sie in einem Experiment dieses Geschehen bei Menschen beobachteten, wendeten sie sich hinterher häufiger dem Fiesling zu als dem Helfer.

Dieses auf den ersten Blick merkwürdige Verhalten entdeckten die Anthropologen Christopher Krupenye und Brian Hare von der Duke University in Durham bei 24 Bonobos, die in Gefangenschaft gehalten wurden. Menschen reagieren in der Regel anders. Ältere Experimente hatten gezeigt, dass selbst drei Monate alte Babys sich immer dem freundlichen Menschen zuwenden. Die beiden Forscher wollten wissen, ob auch Bonobos dieses Verhalten zeigen und entwickelten verschiedene Versuche, um dies zu ergründen. Und immer wieder beobachteten sie, wie sich die Affen vom unfreundlichen Verhalten angezogen fühlten. In einem weiteren Experiment etwa versuchte eine Pac-Man-artige Figur auf einem Bildschirm, eine Treppe zu erklimmen. Einmal half ihr dabei eine zweite Figur, ein anderes Mal stieß ein Fiesling sie wieder hinab. Die Bonobos fanden auch in diesem Fall den garstigen Charakter anziehend, den Helfer jedoch weniger attraktiv.

Krupenye und Hare halten die Vorliebe der Menschen für helfende Hände für eine Eigenschaft, die sich im Laufe der Evolution entwickelt hat und die Grundlage für die kooperative Lebensweise des Homo sapiens bildet. Das Verhalten der Bonobos interpretieren die Forscher hingegen als archaischere Variante. Die Tiere scheinen grobes Vorgehen gegen andere als Stärke zu interpretieren, die ranghohen Gruppenmitgliedern vorbehalten ist. Kooperation ist aus ihrer Sicht eher etwas für rangniedere Tiere. Denn auch Bonobos helfen einander, sie gelten sogar als die kooperativsten Menschenaffen. Manche Verhaltensforscher nennen sie deshalb scherzhaft „Hip-pies“. „Wenn es um Nahrung geht, sind Bonobos viel freundlicher zu Artgenossen als etwa Schimpansen“, sagt Christopher Krupenye. „Dominantes Verhalten ist dennoch eine wichtige Ordnungsgröße in ihrem Leben.“

Er und sein Doktorvater Brian Hare vermuten, dass die Ablehnung von unfreundlichem Verhalten bei Menschen einzigartig ist unter Primaten und die evolutionäre Grundlage für den Erfolg des Homo sapiens auf der Erde bildet. Menschen bestrafen Fehlverhalten, indem sie den Grobian, Miesepeter oder Verbrecher aus ihrer Gemeinschaft verbannen. Bereits die Furcht vor der sozialen Isolation führt dazu, dass sich Menschen generell kooperationsbereit zeigen – sogar vollkommen Fremden gegenüber.

HANNO CHARISTUS



Bonobos sind genetisch eng mit dem Menschen verwandt.

FOTO: IMAGO/IMAGEBROKER



Eine Produktion der Süddeutsche TV GmbH.

Das letzte Tabu: Geld!

Bekanntlich hört bei ihm die Freundschaft auf. Fragen zum Gehalt? Geht gar nicht! ZDF WISO bricht das letzte Tabu – **Wir reden über Geld mit Sven Hannawald.**

„2004 habe ich nicht mehr daran geglaubt, dass ich jemals irgendwann einen Tag haben werde, an dem ich wieder lächelnd durch den Alltag gehe.“ Sven Hannawald schrieb als Skispringer Geschichte, 2002 gewann er als weltweit erster Athlet alle vier Springen der Vierschanzentournee. Er wurde zweimal Skiflug-Weltmeister und holte mit der Mannschaft Gold bei den Olympischen Winterspielen. 2005 beendete er nach einem Burnout seine Karriere. Bei ZDF WISO spricht er über seine bewegende Laufbahn, gibt Einblick in seine Finanzen und seine heutigen Aufgaben.

› Heute um 19:25 Uhr im ZDF

